



Konrad  
Adenauer  
Stiftung

## ONLINE-PUBLIKATION

**Hans-Gert Pöttering** (Hrsg)

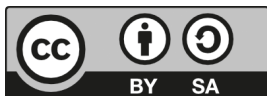
# PREIS SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT 2015

FRIEDE SPRINGER:  
UNTERNEHMERIN MIT MUT UND WEITSICHT

Mit Beiträgen von:

**Hans-Gert Pöttering | Peter Feldmann | Julia Klöckner |  
Horst Köhler | Friede Springer**





Der Text dieses Werkes ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland“, CC BY-SA 3.0 DE (abrufbar unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>).

© 2016, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin

Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.  
Satz: Janine Höhle, ZKM/Konrad-Adenauer-Stiftung.

## INHALT

**5 | VORWORT**

**7 | DER PREIS SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT  
DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG**

**9 | DIE PREISTRÄGERIN 2015:  
FRIEDE SPRINGER**

**11 | SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT:  
DIE KRAFT DES UNTERNEHMERTUMS**  
*Hans-Gert Pöttering*

**14 | GRUSSWORT DER STADT FRANKFURT AM MAIN**  
*Peter Feldmann*

**18 | FESTVORTRAG: DIE SOZIALE MARKTWIRT-  
SCHAFT IM ZEICHEN DER DIGITALISIERUNG**  
*Julia Klöckner*

**27 | LAUDATIO AUF DIE PREISTRÄGERIN**  
*Horst Köhler*

**36 | WORT DER PREISTRÄGERIN**  
*Friede Springer*

**37 | DIE AUTOREN**

## VORWORT

Am 16. Dezember 2015 zeichnete die Konrad-Adenauer-Stiftung die Verlegerin Friede Springer mit dem Preis Soziale Marktwirtschaft aus.

Friede Springer folgte damit den Preisträgern Werner Otto (2002), Berthold Leibinger (2003), Helmut O. Maucher (2004), Hans Bruno Bauerfeind (2005), Sybill Storz (2006), Arend Oetker (2007), Peter Wichtel (2008), dem Geschwisterpaar Eva Mayr-Stihl und Hans Peter Stihl (2009), Regina Görner, Jochen F. Kirchhoff und Walter Riestler (2010), Reinhard Kardinal Marx (2011) und Jürgen Hambrecht (2013) und Heinrich Deichmann (2014).

700 Gäste wohnten dem Festakt in der Frankfurter Paulskirche bei, die erneut den würdigen Rahmen der Preisverleihung bildete und die das Zusammenspiel aus freiheitlicher Demokratie und unternehmerischer Tatkraft für eine gelingende Soziale Marktwirtschaft symbolisiert.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, Dr. Hans-Gert Pöttering, und dem Grußwort der Stadt Frankfurt durch Oberbürgermeister Peter Feldmann, erörterte Julia Klöckner MdL das Spannungsfeld von Digitalisierung und Sozialer Marktwirtschaft, bevor Bundespräsident a. D. Professor Dr. Horst Köhler in seiner Laudatio die Preisträgerin ehrte. Den Abschluss bildeten Worte des Dankes der Preisträgerin.

Die Reden der Preisverleihung werden hier in redaktionell leicht überarbeiteter Form wiedergegeben.

## Der Preis Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung

In der Sozialen Marktwirtschaft steht der Mensch im Mittelpunkt. Seine Rechte und Pflichten, seine Fähigkeiten, seine mutige Schaffenskraft und sein Verantwortungsbewusstsein sind in ihr gefordert und werden durch sie gefördert.

Soziale Marktwirtschaft ist keine ideologische Festlegung. Ihr offener Ansatz ermöglicht es, die Gewichte von Freiheit auf dem Markt und sozialem Ausgleich immer wieder neu auszubalancieren. Dadurch wird sie dem Wesen des Menschen gerecht und ermöglicht wirtschaftliche und soziale Erneuerung. Aber erst und vor allem praktisches Handeln und persönliches Vorbild erfüllen sie mit Leben.

Aus diesem Grund hat die Konrad-Adenauer-Stiftung im Jahr 2002 den „Preis Soziale Marktwirtschaft“ ins Leben gerufen. Mit dem nicht dotierten Preis werden herausragende Leistungen im Geiste der Sozialen Marktwirtschaft ausgezeichnet.

Die aktuellen globalen Herausforderungen sind für unsere Wirtschaftsordnung eine dauerhafte Gestaltungsaufgabe. Es muss gelingen, Vertrauen zu schaffen, Stabilität zu vermitteln, aber auch die Veränderungsbereitschaft zu stärken. Das Beispiel und die Leistung unserer Preisträger machen Mut, dies entschlossen anzupacken und zu bestehen.

Ohne Vorbilder bleibt Soziale Marktwirtschaft graue Theorie. Unsere Gesellschaft braucht Frauen und Männer mit Kreativität, Tatendrang, Unternehmergeist und Verantwortung für das Gemeinwohl. Menschen, die zu ihren Überzeugungen stehen, ihre Ziele mit langem Atem verfolgen und die ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten auch in den Dienst der Gemeinschaft stellen.

Die Preisträger werden von einer Jury vorgeschlagen und vom Vorstand der Konrad-Adenauer-Stiftung bestätigt. Der Jury „Preis Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung“ gehören folgende Mitglieder an:

*Dr. Claus-Michael Allmendinger, Mitglied des Vorstands der Roelfs RP AG, Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, Düsseldorf*

*Professor Dr. Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln*

*Dr. Nicola Leibinger-Kammüller (Vorsitzende der Jury), Vorsitzende der Geschäftsführung der TRUMPF GmbH & Co. KG*

*Dr. Franz Schoser, Mitglied des Vorstands der Konrad-Adenauer-Stiftung, Berlin*

## Die Preisträgerin 2015: Friede Springer

### **In der Begründung der Jury heißt es:**

„Die Konrad-Adenauer-Stiftung würdigt Dr. h.c. Friede Springer mit dem Preis Soziale Marktwirtschaft 2015. Mit ihr zeichnet die Stiftung eine Unternehmerin aus, die auf herausragende Weise Zukunftsmut und Erneuerungsfähigkeit verkörpert und dies mit einem vielfältigen gesellschaftlichen Engagement zu verbinden versteht. Das Verlagshaus ihres Ehemannes Axel Springer führte sie mit Konsequenz und Weitblick in die multimediale und digitale Zukunft.“

Die Preisträgerin und ihr Lebenswerk stehen für die Soziale Marktwirtschaft und ihre stilbildende Balance zwischen wirtschaftlichem Erfolg und sozialem Ausgleich. In einer von Umbrüchen geprägten Branche gelang der Wandel zu einer modernen Unternehmensphilosophie, die Kreativität, Pioniergeist und Integrität der Mitarbeiter fördert. Als Unterzeichner der „Charta der Vielfalt“ steht ihr unternehmerisches Wirken für eine Wertschätzungskultur gegenüber Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Erneuerung des Unternehmens vom traditionellen Verlagshaus zur Digitalisierung aller Geschäftsfelder konnte so erfolgreich gestaltet werden und verdient größte Anerkennung.

Friede Springers Leben und Wirken und ihr besonderes persönliches Engagement im sozialen, karitativen und kulturellen

Bereich sind Ausdruck der Überzeugung, dass unternehmerischer Erfolg nicht alles ist, sondern gerade im Einsatz für den Nächsten wertvoll wird. Ihr Vorsitz in drei großen Stiftungen dokumentiert dieses Selbstverständnis der Preisträgerin.“

### **Aus dem Leben der Preisträgerin:**

Friede Springer wurde 1942 in Oldsum/Föhr geboren. Sie war von 1978 bis 1985 verheiratet mit dem Verleger Axel Springer (1912 - 1985) und ist Stifterin der Friede Springer Stiftung (2010) und der Friede-Springer-Herz-Stiftung (2004). Sie ist Stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrats der Axel Springer AG, Geschäftsführerin der Axel Springer Gesellschaft für Publizistik GmbH & Co. und Vorstandsvorsitzende der Friede Springer Stiftung. Vielfältigstes ehrenamtliches Engagement zeichnet Friede Springer aus: Unter anderem als Vorsitzende des Fördervereins der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied des Kuratoriums der Deutschen Gesellschaft, Mitglied des Vorstands der Freunde und Förderer der Deutschen Staatsoper Berlin und Mitglied des Kuratoriums der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten sowie als Mitglied des Kuratoriums des Axel-Springer-Preis für junge Journalisten.

## Soziale Marktwirtschaft: Die Kraft des Unternehmertums

*Hans-Gert Pöttering*

Im Mittelpunkt stehen heute Sie, verehrte Friede Springer. Die Konrad-Adenauer-Stiftung zeichnet Sie mit dem Preis Soziale Marktwirtschaft aus, und deswegen gilt zunächst Ihnen ein sehr herzlicher Willkommensgruß.

Und ein herzliches Willkommen Ihren Gästen, stellvertretend begrüße ich Mathias Döpfner, Vorstandsvorsitzender von Axel Springer SE.

Meine Damen und Herren, die Laudatio hält, und das ehrt uns sehr, Bundespräsident Professor Horst Köhler. Sie, verehrter Horst Köhler, sind – unter anderem – Mitglied im Kuratorium der Friede Springer Stiftung. Mit Friede Springer verbindet Sie eine lange gemeinsame Zeit – eine Freundschaft. Sie werden uns einen Eindruck vom Menschen, von der Unternehmerin und vor allem auch von der Persönlichkeit unserer Preisträgerin vermitteln. Ich kann mir niemanden vorstellen, der das besser könnte als Sie. Ich darf Sie herzlich willkommen heißen, zusammen mit Ihrer Gattin, an diesem historischen Ort, der Paulskirche. Herzlich willkommen, Horst Köhler und Eva Luise Köhler.

Es ist für uns wie immer eine große Freude, dass wir den Ehrenvorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung bei uns

haben dürfen, den vormaligen Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz und Thüringen. Herzlich willkommen, lieber Bernhard Vogel.

Ich begrüße sehr herzlich den früheren Ministerpräsidenten von Hessen, Roland Koch, und die beiden ehemaligen Bundesminister Hannelore Rönsch und Friedrich Bohl.

Herr Oberbürgermeister, wir sind wirklich dankbar dafür, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung nun schon zehn Jahre in der Paulskirche zu Gast sein darf. Zunächst auf Einladung Ihrer Amtsvorgängerin Petra Roth, und nun führen Sie diese Tradition fort, lieber Peter Feldmann. Dafür möchte ich Ihnen von Herzen danken und die Bitte äußern, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung noch lange hier zu Gast sein darf, um den Preis „Soziale Marktwirtschaft“ zu verleihen. Ich könnte mir keinen schöneren Ort vorstellen als die Paulskirche in Frankfurt. Herzlichen Dank, Herr Oberbürgermeister.

Ludwig Erhard hat in seinem Buch „Wohlstand für alle“ die Vision einer Sozialen Marktwirtschaft gezeichnet, nach der der Erfolg der Marktwirtschaft nicht Einzelnen oder Wenigen, sondern breiten Schichten der Bevölkerung zugutekommen soll. Und Deutschland hat immer wieder unter Beweis gestellt, dass das möglich ist. Ob es sich um große, mittlere oder kleinere Unternehmen handelt, auch jetzt in der Gründerzeit neuer Unternehmen, die Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft haben sich bewährt. Und wir müssen alles tun, um diese Prinzipien zu verteidigen. Weil sie auch Ausdruck sind unseres Menschenbildes sind.

Mit unserem Preis „Soziale Marktwirtschaft“ ehren wir vor allem die Persönlichkeit und die Haltung der Preisträgerinnen und Preisträger und nicht allein ihren beruflichen Erfolg. Drei Preisträger aus den Vorjahren sind heute bei uns: Wir begrüßen den Preisträger aus dem Jahr 2003, Berthold Leibinger, aus dem Jahr 2005, Hans-Bruno Bauerfeind, und aus dem Jahre 2009, Hans-Peter Stihl, der zusammen mit seiner Schwester Eva Mayr-Stihl ausgezeichnet wurde. Herzlich willkommen.

Gemeinsam mit den anderen Preisträgern sind es Ihre Persönlichkeiten als Unternehmer, die unverzichtbar für die Soziale Marktwirtschaft sind. In die Reihe beeindruckender Unternehmerpersönlichkeiten nehmen wir heute Friede Springer auf. Wir zeichnen mit ihr eine bedeutende und prägende Unternehmerin der deutschen, europäischen und internationalen Wirtschaft aus.

Eine Unternehmerin, die wie es in der Begründung der Jury heißt, „auf herausragende Weise Zukunftsmut und Erneuerungsfähigkeit verkörpert und dies mit einem vielfältigen gesellschaftlichen Engagement zu verbinden versteht“. Ich möchte Bundespräsident Horst Köhler und seiner Laudatio aber nicht vorgreifen.

Den Vorschlag, Frau Friede Springer auszuzeichnen, verdanken wir der Jury des Preises, und der Vorstand der Konrad-Adenauer ist ihm sehr gern gefolgt. Es ist der erste Vorschlag unter dem Vorsitz von Frau Nicola Leibinger-Kammüller. Ich darf Frau Leibinger-Kammüller und ihren Vorgänger im Amt des Jury-Vorsitzes, Herrn Jens Odewald, herzlich begrüßen.

Ich wünsche Ihnen allen, meine sehr verehrten Damen und Herren, einen anregenden, erinnerungsreichen und schönen Abend. Und nun darf ich den Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt, Peter Feldmann, bitten, zu uns zu sprechen. Ich heiße Sie alle noch einmal sehr, sehr herzlich willkommen an diesem historischen Ort.

## Grußwort der Stadt Frankfurt am Main

*Peter Feldmann*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr verehrte Preisträgerin, Frau Dr. Friede Springer, Herr Dr. Hans-Gert Pöttering, geehrter Herr Bundespräsident Professor Horst Köhler. Willkommen in der altherwürdigen Paulskirche!

Begrüßen möchte ich auch die Gäste, die mit Ihnen gekommen sind. Der Blick in die Runde lässt auf ein wichtiges Ereignis schließen. Sie kommen nun bereits das zehnte Mal in unsere Stadt, ein Jubiläum. Die Paulskirche ist ein würdiger Ort für die Verleihung dieses Preises der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Die Paulskirche war schon immer ein würdiger Ort für große Ereignisse: Erinnert sei an die Nationalversammlung, die sich hier vor 167 Jahren zum ersten Mal im Geiste der nationalen Einheit und der Demokratie versammelt hat. Aber auch an die jährliche Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. Im Jahr 2015 hatten die Bundesverfassungsorgane, die Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten der Länder, der Bundespräsident, unsere Landesregierung und Frau Bundeskanzlerin Merkel entschieden, Frankfurt und die Paulskirche zum Jubiläumsort von 25 Jahren nationaler Einheit zu küren. Die Paulskirche ist ein Ort unvergessener Momente der Begegnung mit großen Persönlichkeiten. Und Sie, Frau Springer, sind eine von ihnen. Wir wünschen Ihnen alle, dass Sie diesen Moment genießen. Und Sie sollen wissen, wie gern wir Sie ehren. Wir in Frankfurt sagen immer: Es geschieht Ihnen recht.

Der heutige Preis ergänzt die bisherigen Auszeichnungen, die Sie in Frankfurt bereits erhalten haben: So im Jahr 2013 den Toleranzring, verliehen in unserem Kaisersaal. Der Preis Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung gilt Ihrem Lebenswerk, Ihrem Mut und dem Vorbild, das Sie geben. Mut, meine Damen und Herren, brauchen wir, genauso wie Vorbilder. In vielen Bereichen unserer Gesellschaft: in der Kultur, der Familie, im Sport, im Beruf, aber auch religiöse Vorbilder braucht es. Ohne sie würde ein Stück des Ansporns und des Ehrgeizes fehlen, der ja Basis auch der Sozialen Marktwirtschaft ist.

Meine Damen und Herren, Frankfurt ist eine Stadt der Vielfalt: 180 Nationalitäten versammeln sich hier, 200 Sprachen werden in Frankfurt gesprochen. Internationalität zeichnet unsere Stadt nicht erst seit den letzten 50 Jahren migrantischer Bewegungen aus. Frankfurt ist seit Jahrhunderten der Marktplatz Deutschlands. Die Stadt Goethes ist eine Stadt der Bürger. Sie wurde zur Drehscheibe von Warenströmen. Schon seit den Zeiten der Römer trafen hier die großen Händler Routen zusammen. Kaiserliche Privilegien begründeten unsere Messe. Es wurde mit Geld gehandelt, die Börse entstand. Frankfurt ist auch die Stadt des Buchdrucks und des Buchhandels. Gutenberg hat hier die erste seiner Bibeln verkauft. Auf dem Marktplatz Frankfurt trafen sich seit jeher Menschen aus aller Herren Länder.

Ich bin vermutlich der einzige Oberbürgermeister in Deutschland, dessen Rathaus nach der Hauptstadt eines anderen Landes benannt ist. Es gibt viele Legenden, wie der ‚Römer‘ zu seinem Namen kam. Eine lautet, dass es die italienischen Tuchhändler waren, die unterhalb meines heutigen Dienstzimmers ihre Waren feilboten. Sie kamen aus Mailand. Aber wer an Italien dachte, dem fiel unwillkürlich Rom ein. Und daher der ‚Römer‘.

Wir sind immer noch der Marktplatz, der wir einst waren, meine Damen und Herren. Und wir sind ein wirtschaftlicher Hochleistungsstandort. Frankfurt ist die Stadt des Handwerks und der Industrie. Frankfurt ist Messestadt, Verkehrsknotenpunkt, Weltkreuz der Datenautobahnen. Wir sind die Stadt der Kreativen – mit dem bundesweit höchsten Kulturbudget pro Kopf. Und wir sind die Stadt der Banken. Mit EZB und Bankenaufsicht – und darauf sind wir stolz – sind wir zur dritten europäischen Hauptstadt nach Brüssel und Straßburg geworden. Wir sind ein starkes Zentrum der Finanzwirtschaft. Denn hier findet man alles, was man



braucht. Einschließlich einer perfekten Infrastruktur: Flughafen, Schienennetz, Straßenanbindung, Rechenzentren.

Wir haben die Märkte, meine Damen und Herren, und wir haben die Infrastruktur. Und das führt uns zu einem Thema, das jeden bewegt. Wie schaffen wir es, auszugleichen, hinzuschauen, unsere Probleme immer auch als Teil eines Ganzen zu verstehen? Wie schaffen wir es, das Engagement jedes Einzelnen mit unseren wirtschaftlichen Erfolgen zu verknüpfen? Das ist auch eine Aufgabe des Herzens. Und wer wüsste das nicht besser als Sie, Frau Springer.

Ihr soziales Engagement ist Vorbild und Inspiration für viele Menschen. Auch in Frankfurt gibt es Persönlichkeiten und Institutionen, die sich – wie Sie – in den Dienst der Gesellschaft stellen, die uns alle motivieren. Wir sind die Stadt der Stifter. Sich zu engagieren steht bei uns hoch im Kurs. Was wir in der krisenhaften Zeit des Umgangs mit den Flüchtlingen unter Beweis gestellt haben. Wir sind aber auch gut trainiert. In unserer Stadt leben 48 Prozent Migranten, 80 bis 90 Prozent der Kinder haben migrantischen Hintergrund. Sie leben in unseren Vorstädten, und wir kennen keine gewalttätigen Konflikte. Viele Kommunen, kleine und große, beneiden uns darum. Für uns sind diese Strukturen kein Problem, sie sind immer auch eine Chance gewesen. Ich bin ein Oberbürgermeister, der Migrantenfamilien besucht. Und ich bin froh, wie gut die Kinder der vierten Generation Deutsch sprechen, und Englisch können sie auch. Sie sollten aber auch ihre Herkunftssprache nicht vergessen: In einer Händlerstadt, meine Damen und Herren, sollte man mindestens drei Sprachen beherrschen.

Wir haben die Soziale Marktwirtschaft in Frankfurt erfolgreich interpretiert. Bei uns gibt es keine Ghettos. Die Stadt ist bunt, doch die Kontraste passen gut zusammen. Wir verkaufen sie inzwischen sogar touristisch. Von den ehemaligen Rotlichtdistrikten bis zum Bankenviertel. Menschen kommen gerne zu uns. Und viele wollen bleiben: In den beiden vergangenen Jahren durfte ich 15.000 neue Bürger in Frankfurt begrüßen. Die aktuellen Flüchtlinge waren noch nicht angekommen. Heute wird unser Selbstverständnis auf die Probe gestellt – auch der Einsatz für andere Menschen. Er erfordert Mut. Es braucht aber nicht nur die großen Taten, nachbarschaftliche Gesten sind genauso wichtig. Auch wenn sie für manche nicht selbstverständlich sind. Sie sind wichtig! Und Sie, Frau Springer, stehen dafür.

Erlauben Sie mir, Konrad Adenauer zitieren: „Ehrung, das ist, wenn die Gerechtigkeit ihren liebenswürdigen Tag hat.“ Ein solcher Tag, meine Damen und Herren, ist heute. Geben Sie mir Gelegenheit zu danken. Willkommen in Frankfurt!

## Festvortrag: Die Soziale Marktwirtschaft im Zeichen der Digitalisierung

*Julia Klöckner*

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, Herr Vorsitzender. Und natürlich sehr geehrte, liebe Frau Springer, herzlichen Glückwunsch zu dieser Ehrung und vor allen Dingen dankeschön für das, was Sie geleistet haben.

Ich möchte über die Soziale Marktwirtschaft sprechen, über den Begriff und das Verständnis der Sozialen Marktwirtschaft in einer sich ändernden Welt: In einer Welt, in der die Soziale Marktwirtschaft nicht nur geografisch auf ein Land anzuwenden ist, sondern in der wir angesichts der globalen Veränderungen uns auch Fragen stellen, wie wir die Soziale Marktwirtschaft in die Zukunft führen wollen.

Die Soziale Marktwirtschaft ist die DNA unserer Republik. Über ihre Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart ist an dieser Stelle schon sehr oft gesprochen worden, und ich möchte mich heute deshalb mit der Zukunft beschäftigen.

Wir wissen nicht viel über diese Zukunft, und das liegt sicherlich auch in der Natur der Sache. Was wir jedoch alle spüren ist die digitalgeprägte Zeitenwende, die alle Bereiche unseres Lebens durchdringt. Sie erinnern sich, Angela Merkel, unsere Bundeskanzlerin, sprach einst vom Neuland. Sie wurde für diesen Begriff gerade im Internet sehr verspottet. Ich möchte

diesen Begriff ausdrücklich wiederholen. Gemessen an der Bedeutung der Digitalisierung ist das Wissen, das wir heute darüber haben, verschwindend gering. Und je weiter wir uns in die digitale Welt vorwagen, Neuland betreten, desto weniger wissen wir – so scheint es. Das Faustische: Je mehr man weiß, weiß man, dass man eigentlich nichts weiß.

Ja, wir nutzen soziale Netzwerke, elektronische Kommunikation, Online-Shops. Wir nutzen sie heute ganz beiläufig. Sie sind Teil unseres Alltags geworden. Die gesellschaftliche, volkswirtschaftliche, ja, die politische Dimension dieser Technologie haben wir aber noch lange nicht erfasst. Und wie könnten wir das auch? Mit hunderten Jahren Abstand gelingt es uns heute zu ermessen, welche Bedeutung der Buchdruck für die Zivilisationsgeschichte hatte. Der Buchdruck: Mainz, Rheinland-Pfalz, Gutenberg. Für die Zeitgenossen Gutenbergs war es unmöglich, waren Reformation und Aufklärung nicht vorhersehbar. Heute ergeht es uns ähnlich – wir sind in einer Zeitenwende.

Wir alle wissen, oder die meisten von uns wissen, wo wir am 11. September 2001 waren. Aber erinnern Sie sich noch, wann Sie die erste E-Mail geschrieben haben, zum ersten Mal online eingekauft oder Ihren ersten Facebook-Like verteilt haben? Einige von Ihnen nicken, andere schütteln den Kopf. Die digitale Technologie erobert unser Leben schrittweise, unterschwellig, auf meist angenehme Art. Sie macht vieles leichter. Die Auswirkungen auf das große Ganze, die werden uns allen sicher erst im Rückblick deutlich werden.

Und damit bin ich bei einem Begriff, der die Dimension der digitalen Revolution erfasst. Ein englischer Begriff. Er ist schwer ins Deutsche zu übersetzen, und auch das ist schon ein Signal. Disruptiv, von uns eingedeutscht, das Disruptive. Es klingt harmlos, nach kurzer Unterbrechung. Fast schon wortmalerisch. Im Wörterbuch steht eine andere Übersetzung: störend, trennend, spaltend, unruhestiftend, zerstörend.

Und nun kommen wir der Sache schon näher. Denn genauso wird das Wort „disruptiv“ von den Euphorikern der schönen neuen digitalen Welt verwendet. Unsere analoge Vergangenheit, in der viele von uns groß geworden sind, wird platt gemacht und einfach durch Neues ersetzt. Keine evolutionäre Entwicklung, keine Synthese, sondern der harte Schnitt. Das liegt in der Natur jedweden technologischen Fortschritts: Er nimmt keine Rücksicht. Er kennt Gewinner, aber er lässt auch viele Verlierer zurück.

Das ist das Gegenteil von Sozialer Marktwirtschaft. Denn wenn ich von der DNA unserer Republik spreche, sehr geehrte Damen und Herren, dann meine ich nicht nur die Grundlage einer ganz bestimmten Wirtschaftsordnung. Die Soziale Marktwirtschaft ist ja viel mehr. Sie ist auch Gesellschaftsordnung und kulturelles Konzept. Mit ihr verbinden wir bestimmte Verhaltensmuster, von Einzelpersonen, von Institutionen und schließlich auch von staatlichen Akteuren: ausgleichend zu sein, vermittelnd, moderierend, also alles andere als störend, trennend oder spaltend.

Die Konzepte scheinen sich eher auszuschließen. Wenn das Disruptive das Grundprinzip der neuen digitalen Welt und gleichzeitig eine Kampfansage an alles Althergebrachte ist, was bedeutet das dann für die Soziale Marktwirtschaft? Einen Preis verleihen wir heute für unser Grundprinzip. Braucht die Soziale Marktwirtschaft gelegentlich vielleicht neue Updates oder eine Firewall? Oder ist die disruptive Dynamik stärker? Wie gesagt, die Antworten auf diese Fragen werden wir vermutlich erst rückwirkend geben können. Allerdings können wir schon heute einige Anhaltspunkte finden und zwar dort, wo das Internet seinen technologisch geschichtlichen Ursprung hatte und wo heute sein Herz schlägt, in Kalifornien.

Liebe Frau Springer, eine Ihrer Führungskräfte hat eine prägende Zeit im Silicon Valley verbracht. Persönlich prägend und sicher auch für das Unternehmen. Und auch ich hatte kürzlich Gelegenheit, dort zu sein. Ich bin Mitglied der Atlantik-Brücke, und wir waren u. a. mit Friedrich Merz dort. Es waren sehr erkenntnisreiche Tage. Für unser Verständnis der digitalen Zukunft ist das fast ein Pflichtprogramm. Übrigens auch, was das Verständnis der Vergangenheit des Internets angeht, die dort sehr, sehr präsent ist. In einer einzigartigen Geschichte, die es vielleicht so nur in den USA geben kann, vermischen sich Hochtechnologie und Lebensart, Freiheitsideale und Überwachung, Rüstungsindustrie und Flower-Power. Widersprüche, die anderswo unüberbrückbar scheinen, haben das Silicon Valley zu dem gemacht, was es heute ist. Angestoßen vom Sputnikschock in den Fünfzigern waren es zunächst militärische Ziele, die zur Entwicklung eines dezentralen Kommunikationsnetzes führten, das weniger verwundbar sein sollte. Für damalige Verhältnisse fast unbegrenzte Finanzmittel waren es, die flossen. Sie flossen in Forschungseinrichtungen und in Rüstungsfirmen an der amerikanischen Westküste, und sie trafen dort irgendwann auf die Hippiekultur der Siebziger. Und aus dieser Melange entstand ein Freiheitsversprechen, in dem Technologie als Mittel zur Entgrenzung verstanden wurde.

Heute stehen viele Protagonisten jener Tage umso fassungsloser vor der Macht neuer Monopolisten wie Google und Facebook und vor den Abhörskandalen der NSA. Und Sie fragen sich, wie das passieren konnte, warum sich das Internet, dieses vermeintliche Instrument der Freiheit, plötzlich gegen sie wendet. Allen voran auch Herr Lanier, der vor einem Jahr an dieser Stelle den Friedenspreis des deutschen Buchhandels entgegennehmen durfte.

Natürlich darf in dieser Betrachtung der Digitalisierung auch der amerikanische Traum nicht fehlen, der ja kein Traum ist, sondern ein sehr reales Versprechen. „Wenn du fleißig und gut bist, kannst du es bis ganz nach oben schaffen.“ Weniger Regulierung, höhere Risikobereitschaft, Wagniskapital, ja, auch weniger Neid haben in den USA schon immer eine bewundernswerte Dynamik entwickelt. Und dann gibt es da die deutsche Gründlichkeit, der sich jetzt auch die deutsche Flexibilität zugesellt, aber es gibt eben auch Beharrungskräfte, Unbeweglichkeit und manchmal auch zu viel Zögerlichkeit. Im Zeitalter der Beschleunigung wird dieser Unterschied besonders deutlich. Und auch deshalb liegt das Silicon Valley in Kalifornien und eben nicht am Rhein. Der amerikanische Traum bedeutet im Umkehrschluss aber auch, wer es nicht schafft, der war eben nicht gut genug.

Diese Grundhaltung steht ganz im Einklang mit der disruptiven Dimension der digitalen Welt. Dazu gehört auch die neuerdings so oft beschworene Kultur des Scheiterns, die in den USA und besonders im Silicon Valley geradezu gefeiert wird. Kultur des Scheiterns heißt auch, es hat jemand die Fehler finanziert, die jemand anders gemacht hat, der wiederum wieder Geld bekommt, weil er beim zweiten Mal die Fehler nicht noch einmal macht.

Aus Fehlern lernen, so lautet die Botschaft. Das kann produktiv sein, kann sogar Spaß machen, jeder von uns macht Fehler. Allerdings, so scheint mir, feiern diejenigen das Scheitern besonders gut gelaunt, die es irgendwann irgendwie geschafft haben und lässig, mit einer Portion sympathischer Selbstironie auf ihre Fehlschläge zurückblicken. Alle anderen, die gerade mittendrin stecken im Scheitern, vielleicht in einer Lebenskrise, die es noch nicht geschafft haben, denen ist weniger zum Feiern zumute. Und das ist die durchaus zynische Seite eines Dramas, das auf Aufstiegsversprechen setzt. Man wird oft genug enttäuscht – so

ist das Leben. Die soziale Durchlässigkeit nimmt ab, und das Scheitern, auch in den USA, hat fast immer und unmittelbar existenzielle Folgen.

Davor bewahren uns in Deutschland die sozialen Sicherungssysteme, die Soziale Marktwirtschaft. Andererseits ist Scheitern bei uns eben oft auch verbunden mit einem Stigma des Versagens. Eine zweite, gar eine dritte Chance, die gibt es selten. Eine Krise zu meistern, daran zu wachsen und den Wiederaufstieg zu schaffen, das ist anderswo meist leichter als in Deutschland. Dabei entsteht so Exzellenz – in Forschung und in Wirtschaft und übrigens, manchmal auch in der Politik.

Der Vergleich der Vereinigten Staaten mit Deutschland ist nicht neu. Aber mir geht es heute nicht um die unterschiedlichen Wirtschaftssysteme und Wirtschaftskulturen. Mir geht es nicht um die Außenhandelsbilanz, um grassierende Obdachlosigkeit in amerikanischen Städten, um die völlig unterschiedlichen Bildungssysteme und die damit verbundenen Chancen, Gleichheiten oder Ungleichheiten. Mir geht es schon gar nicht um Gut oder Böse in der Bewertung.

Die Ausgangsfrage war, wie zukunftstauglich ist unsere Soziale Marktwirtschaft im digitalen Zeitalter? Und da müssen wir erkennen, ob es uns gefällt oder nicht gefällt, sehr geehrte Damen und Herren, das Internet tickt durch und durch amerikanisch. Die Paradigmen der digitalen Revolution, die uns alle, jeden Einzelnen betreffen, sind geprägt von den Werten, von der Kultur, von der disruptiven Denkweise des Silicon Valley, und die ist nun einmal anders als unser Verständnis von der Sozialen Marktwirtschaft.

Deutlich wird das auch an einem neuen Phänomen, das erst einmal ganz unscheinbar und sympathisch daherkommt. Die sogenannte Sharing Economy. Wer wollte etwas gegen die Idee des Teilens einwenden? Teilen ist sozial. Und es ist nachhaltig, übrigens auch ressourcenschonend. Was kann schlecht daran sein, vorhandene Güter und Leistungen – freie Zimmer in Privatwohnungen, freie Sitzplätze in Autos – besser auszulasten? Airbnb und Uber. Ist das nicht Marktwirtschaft im besten ursprünglichen Sinn? Und ist es nicht sozial, wenn das Internet die Markteintrittsbarrieren quasi auf null setzt und jeder alles jedem weltweit anbieten kann?

Auch hier ist meine These, dass wir viele Vorteile schnell begreifen und die neuen Angebote genauso schnell zu unserem Alltag gehören. Es wird

allerdings Zeit brauchen, bis die gesellschaftlichen und die volkswirtschaftlichen Auswirkungen von uns verstanden werden.

Einige Eigenheiten kann man allerdings heute schon erkennen. Da ist zum einen die Wertschöpfungskette. Am Beispiel Uber: das krasse Missverhältnis zwischen dem Firmenwert und den Honoraren für die Hobbychauffeure. Da gibt es Programmierer, die werden mit einer genialen Idee in Windeseile zu Multimilliardären, parallel dazu entwickelt sich aber auch ein neues Prekariat von Selbstständigen, die kaum überleben können. Die Nachfrage steigt nicht endlos und traditionelle Anbieter geraten unter Druck. Gewaltsame Proteste von Taxifahren illustrieren das immer wieder.

Volkswirtschaftlich sieht es ähnlich schwierig aus: Sinken die Löhne, sinken die Steuereinnahmen. Zusätzliche Transferleistungen sind notwendig. Privat angebotene Leistungen gehen oft sogar ganz an den Steuerbehörden vorbei, die gerade den Privatzimmervermittlungen in Großstädten den Kampf angesagt haben. Gleichzeitig schaffen es die international aufgestellten Konzerne, die dahinter stehen, ihre Einnahmen – wie es so schön heißt – steueroptimiert zu gestalten. Das mag als Marktwirtschaft durchgehen, sozial aber ist es nicht immer.

Teilen droht hier eher zu einer Neuauflage von „Divide et impera“ zu werden. Abgesehen von den ökonomischen Auswirkungen gibt es aber noch an eine andere, eine kulturelle Dimension der Sharing Economy: die Monetarisierung des Privaten. Wenn ich im Internet die Möglichkeit habe, jeden Teil meiner selbst zu vermarkten – meine Aufmerksamkeit, meine Meinung über ein Restaurant, die Wartezeit beim Zahnarzt –, weil der Anreiz entsprechend groß ist oder weil es einfach nur Spaß macht oder mir die Langeweile vertreibt, dann werde ich es vielleicht machen. Ich werde mich dann vielleicht auch anders verhalten, es wird mich verändern.

Wenn das viele Menschen so machen, wird es unsere Gesellschaft verändern. Niemand kann heute sagen, ob das gut, ob das schlecht ist. Vielleicht ist es beides. Aber jeder, der von Sharing Economy redet, sollte wissen, dass es um weit mehr als nur um einen kleinen Nebenverdienst geht. Und auch wenn es danach klingt, Soziale Marktwirtschaft, die sieht schon anders aus.

Schließlich, liebe Frau Springer, möchte ich noch kurz auf den Journalismus zu sprechen kommen. Weder Ihnen noch jemand anderem hier

muss ich erklären, wie digitale Technologien die Medien verändert haben. Ihr Unternehmen zeigt, welche Chancen daraus erwachsen und dass sich traditionelle Verlagshäuser auch neu erfinden können. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass die gesellschaftliche Funktion des Journalismus und sein klassisch analoges Geschäftsmodell durchaus zur Disposition stehen. Wenn das Internet jede Informationen für jeden Menschen auf der Welt rund um die Uhr bereithält, wenn Bürger, Journalisten und Blogger die Bildschirme unserer Smartphones kostenlos füllen, und wenn Google sich gerade daran macht, die gesamte Bibliothek der Menschheit zu digitalisieren, nebenbei die Hochkultur vereinnahmt und mit offenbar unbegrenzten Ressourcen Opern-, Konzert- und Ballettvorstellungen dieser Welt online stellt, was brauchen wir dann noch?

Beantworten möchte ich diese Frage mit dem antiken Begriff der Agora: Der Marktplatz im alten Griechenland, wo man sich traf zum Wettstreit der Ideen, zum Austausch der Argumente. Ein Platz des – ich nenne es – gesunden Menschenverstandes, des Verbindenden, Sozialen. Das Gegenteil von dem, was wir heute oftmals im Internet, in den sozialen Medien erleben. Anonymität, Entgrenzung, Enthemmung, Respektlosigkeit. Hier bedeutet „disruptiv“ oft genug trennen, spalten, zerstören. Das Internet gibt vielen eine Stimme, die vorher keine hatten. Das gilt im Guten wie im Bösen. Das gilt für unterdrückte Minderheiten, das gilt aber auch für Extremisten.

Technologie ist jedoch nicht gut oder böse. Erst die Art und Weise, wie wir sie nutzen, macht sie zum Segen oder zu einer Gefahr für unsere Gesellschaft. Und hier liegt die große Zukunftsaufgabe der Sozialen Marktwirtschaft im 21. Jahrhundert: Balance zu halten zwischen Gefahren und Risiken einerseits und der Dynamik der Marktwirtschaft andererseits. Die Innovationen, Unternehmen, Erfinder und Gründergeister hervorbringt und zugleich Sicherungssysteme der Solidarität, Gerechtigkeit und des gesellschaftlichen Friedens gewährleistet.

Letzteres ist ja, wie wir wissen, auch ein Wirtschaftsfaktor und wird von Investoren hoch bewertet. Die Bändigung der ungezügelten Kräfte des Kapitalismus ist unter Ludwig Erhard gelungen, und sie bleibt dauerhaft mit seinem Namen verbunden. In der digitalen Welt steht uns diese Aufgabe noch bevor. Was würde Ludwig Erhard uns vorschlagen? Das ist natürlich nur Spekulation. Aber warum nicht? Spekulieren wir. Ludwig Erhard würde wahrscheinlich zunächst feststellen, dass sich

Fehlentwicklungen selten von selbst kurieren, sondern dass staatliches Handeln unverzichtbar ist. Er würde vielleicht auf die industrielle Revolution vor 100 Jahren verweisen – auf Rockefeller und Morgan, die zu ihrer Zeit den Herren Zuckerberg und Page an wirtschaftlicher Macht und Einfluss kaum nachstanden.

Erhard würde daran erinnern, dass sich die Monopole damals nicht von selbst aufgelöst haben, sondern von Präsident Roosevelt aktiv zerschlagen wurden, wie später auch AT&T von Ronald Reagan. Und er würde sicher postulieren, dass ein globales Phänomen und ein globaler Markt wie das Internet auch eine globale Regulierung benötigen. Ludwig Erhard würde wahrscheinlich aber auch etwas ratlos vor diesem neuen Phänomen der Wirtschaftsgeschichte stehen, das sich mit „The winner takes it all“ auf Englisch beschreiben lässt oder auf Deutsch „Wer schon hat, dem wird gegeben“.

Das scheint das beherrschende Prinzip der digitalen Wirtschaft zu sein: bei Suchmaschinen, sozialen Netzwerken, Online-Bezahlsystemen oder Instant Messaging. Jeder ist dabei, weil der andere dabei ist – und am Ende sind es alle. So entstehen globale Monopole von bisher unbekanntem Ausmaß und das nicht etwa durch unlautere oder gar kriminelle Mittel, nein, sie scheinen sich fast zwangsläufig aus dem Wesen des Internets zu ergeben. Fairer Wettbewerb, ein starker Mittelstand, Soziale Marktwirtschaft wirken da als Begriffe eigentlich anachronistisch. Sollen wir uns aber jetzt mit dieser Erkenntnis zufrieden geben? Oder sollen wir nicht vielmehr gemeinsam überlegen, ob es nicht doch so etwas geben kann wie eine digitalisierte Soziale Marktwirtschaft oder eine Soziale Digitalgesellschaft? Das ist eine Frage an die Politik – genauer gesagt, an die Netzpolitik, die heute noch viel zu sehr auf Infrastrukturthermen begrenzt ist.

Ludwig Erhard hat sich eben nicht nur um Straßen und Brücken gekümmert, um Arbeitsplätze und die Versorgung. Genauso wenig darf sich die Netzpolitik auf Breitbandanschlüsse beschränken. Die Geschwindigkeit auf der Datenautobahn, natürlich ist sie wichtig. Aber genauso wichtig sind Regeln auf dieser Datenautobahn. Damit wir auf ihr sicher unterwegs sind. Die Datenautobahn muss für alle zugänglich sein, und jeder sollte sich gut orientieren können, um sein Ziel zu erreichen.

Ich würde heute, sehr geehrte Damen und Herren, nicht zu Ihnen sprechen und vor allem nicht zu diesem Thema, wenn ich nicht der Überzeugung wäre, dass es uns gelingen kann. Wenn wir Netzpolitik gesamtgesellschaftlich, als Querschnittsaufgabe betrachten. Genauso wie es Ludwig Erhard mit seiner Wirtschaftspolitik getan hat.

Netzpolitik, sehr geehrte Damen und Herren, ist auch Sozialpolitik, Bildungs- und Wissenschaftspolitik, Finanzpolitik, Außen- und Sicherheitspolitik, ja, auch Landwirtschafts- und Umweltpolitik. Wie auch die Wirtschaft, so ist die Technik kein Selbstzweck. Sie dient dem Menschen und nicht umgekehrt. Die Digitalisierung stellt diese Aussage in Frage, in jedem Lebensbereich. Deshalb gilt es, die soziale und die digitale Gesellschaft zu versöhnen im Geiste Erhards. Das Primat des Humanismus, den Kern unserer christlichen Sozialethik, den zu verteidigen gegen die Allmacht der Algorithmen, das ist nicht weniger als eine Aufgabe einer ganzen Generation.

Sehr geehrte Damen und Herren, ja, wir betreten Neuland. Und ich bin davon überzeugt, wir schaffen das. Herzlichen Dank.

## Laudatio auf die Preisträgerin

*Horst Köhler*

Liebe Frau Springer, die anwesenden früheren Preisträger, lieber Herr Leibinger, lieber Herr Bauerfeind, lieber Herr Stihl, verehrte Damen, meine Herren.

Als Herr Dr. Pöttering mich bat, bei der heutigen Ehrung Frau Springer zu würdigen, habe ich mit Freuden zugesagt. Die Zögerlichkeit kam erst, als ich mich fragte, was wirst du denn sagen? Dies ist ja nicht der erste Preis, der Ihnen verliehen wird, liebe Frau Springer, und Sie können vielleicht die eine oder andere Huldigungsfloskel gar nicht mehr hören.

Vor allem aber ist es gar nicht so einfach, die richtigen Worte des Lobes zu finden für eine Frau, die selber so wenig Aufhebens um sich macht. So wie ich Friede Springer kennengelernt habe, liegt ihr nichts an Scheinwerferlicht und lauten Ruhmesreden. Sie schätzt mehr die leisen Töne. Sie will mehr sehen, als gesehen werden, und sie ist auf eine ungemein sympathische Weise beides: zurückhaltend und zuvorkommend.

Das alles, meine Damen und Herren, wird einem Menschen vielleicht in die Wiege gelegt, aber nur als Anlage, die er dann wertschätzen und entwickeln und ausprägen muss. Das ist kein Kinderspiel. Bei Friede Springer aber vielleicht ein wenig doch. Die drei Töchter meines Sohnes, drei, sechs und acht Jahre alt, haben ein Lieblingsspiel, das sie mit dem Opa ständig spielen wollen: Ich sehe was, was du nicht siehst.

Ich erlebe dabei, wie meine Enkelkinder lernen, genau hinzusehen. Oft sehen zwei dieselbe Wirklichkeit und nehmen sie doch unterschiedlich wahr. Jede und jeder von uns hat seine eigene Perspektive auf die Welt, aber man kann sich in die Perspektive des anderen versetzen und nachvollziehen, wie er die Dinge sieht und was ihm dabei auffällt.

Ich sehe was, was du nicht siehst: Das gibt es nicht nur als Blick auf Sachen. Das gibt es auch mit Blick auf Menschen. Jemand kann unsympathisch aussehen und doch ein großes Herz haben. Und der eine sieht es, der andere nicht. Jemand kann hinreißend attraktiv sein und trotzdem nicht bloße Dekoration sein. Jemand kann loyal tun und – genau betrachtet – treulos handeln.

Wir alle gehen durch eine Schule des zwischenmenschlichen Sehens. Wir werden betrachtet, manchmal taxiert. Und wir bemühen uns darum, unseren eigenen Blick auf andere zu klären, um ihnen gerecht zu werden und uns auch zu schützen. Wir sehen anderen beim Beurteilen zu und wie gut sie damit liegen und lernen daraus. Ich glaube, Friede Springer ist mit glücklichen Anlagen gesegnet, durch eine besonders anspruchsvolle Schule des Sehens gegangen. Und sie ist darin zur Meisterin gereift.

Ich sehe was, was du nicht siehst: So lautet auch das Versprechen der Medien. Sie werben damit, uns ein Bild zu bieten, das wir aus eigener Kraft nicht in den Blick nehmen können. Die Medien versprechen, für uns das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen und das Interessante vom Uninteressanten. Mit dieser Arbeit wären wir selbst heillos überfordert. Jedenfalls dann, wenn es um mehr geht als zum Beispiel darum, ein abgeschlossenes Briefmarkensammelgebiet zu überblicken.

Erst recht sind wir als Einzelne in der Regel damit überfordert, uns eine auch nur annähernd zutreffende Gesamtschau von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu erarbeiten und über deren Entwicklung auch nur einigermaßen auf dem Laufenden zu bleiben. Dazu können uns aber gute Medien verhelfen.

In unserer freiheitlichen Demokratie haben die Medien eine zentrale öffentliche Aufgabe. Sie sollen Informationen beschaffen, verbreiten und bewerten, die den Souverän, d. h. die Bürgerinnen und Bürger, in die Lage versetzen, mündig und verantwortungsbewusst zu entscheiden und zu handeln. Darum schützt unsere Verfassung die Freiheit der Medien

und der Meinungsbildung, und darum tut eine Vielfalt kritischer und zuverlässiger Medien unserer Demokratie gut. Mehr noch: Sie ist ihr Lebenselixier. Aber: Medien sind eben auch Unternehmen, die Geld verdienen müssen. Ist das ein Nachteil, weil diejenigen Informationen Vorrang bekommen, die sich am besten kommerzialisieren lassen? Oder vielmehr ein Vorteil, weil ein Medienprodukt, dessen journalistische Qualität völlig egal ist, sich nur schwer am Markt halten könnte? Vielleicht ist das eines der Wunder unserer freiheitlichen Gesellschaftsordnung. Dass es möglich ist, an so sensibler Stelle dem Gemeinwohl zu dienen und dem legitimen Eigennutz der Anteilseigner: Gleichzeitig Lebenselixier der Demokratie und profitables Wirtschaftsunternehmen zu sein.

Ein Selbstläufer ist es natürlich nicht, dass die schwierige Balance zwischen diesen beiden Polen gehalten wird. Es setzt ein hohes Maß an Verantwortung voraus, auch an Selbstbeschränkung. Freiheit und Verantwortung gehören zusammen. Dieser Urmechanismus unserer Sozialen Marktwirtschaft gilt auch und gerade für ein marktwirtschaftlich organisiertes Mediensystem. Unsere Gesellschaft nährt sich vom Vertrauen, dass dieser Mechanismus funktioniert. Daran müssen wir uns gerade in Zeiten der Internetmedien neu erinnern, in denen die Klicks, und damit der Zusammenhang zwischen Aufmerksamkeit und Werbeeinnahmen, immer wichtiger werden und damit auch die Versuchung steigen mag, die öffentliche Aufgabe von Medien zu vernachlässigen.

Ich sprach eben davon, meine Damen und Herren, was die Medien für uns tun. Sie wählen aus und lassen weg. Welche Motive sie dabei leiten, das wissen wir meist nicht. Bei Axel Springer war und ist das anders. Da arbeiten die Redakteure auf der Grundlage einer in dieser Form in Deutschland einzigartigen, ausdrücklichen journalistischen Selbstverpflichtung. Sie bekennen sich öffentlich zu einer Reihe von Zielen und Werten. Dazu zählen das Eintreten für den öffentlichen Rechtsstaat und für die westliche Wertegemeinschaft, für die Lebensrechte des israelischen Volkes und für die freie Soziale Marktwirtschaft. Diese Offenlegung eines Wertekorridors, innerhalb dessen die Medien des Verlages sich zu bewegen geloben, ist ein heilsames Antidot gegen die inhaltliche Beliebigkeit, die dem Journalismus durch Überkommerzialisierung drohen kann. Die Selbstverpflichtung kann auch zu Transparenz im Mediengeschäft beitragen. Und sie deutet einen Zusammenhang an, der nach meinem Eindruck viel zu oft untergeht, dass nämlich auch die Medien der

Gesellschaft eine Rechenschaftslegung über ihre Motive und Wirkungen schuldig sind.

Ich sehe was, was du nicht siehst. Es gibt manchmal Phasen, da scheinen in Deutschland alle Medien nur noch ein und dasselbe zu sehen. Da rufen sie alle entweder Hosianna oder Kreuzige ihn. Da sind sie entweder alle gerührt oder alle skeptisch. Dabei lernen wir doch als Kinder schon, dass fast nie alle dasselbe sehen und gleich bewerten. Warum nehmen wir dann nicht gelassener hin, dass über manche Fragen intelligente und wohlmeinende Menschen unterschiedlicher Ansichten sein können? Im Idealfall findet der Leser oder die Fernsehzuschauerin beim Aufschlagen der Zeitung, Anklicken der Webseite oder Anschalten des Fernsehers auf engem Raum und in kurzer Zeit viele Perspektiven auf die Welt, viele unterschiedliche Sichtweisen zum selben Thema, viele geschliffene Argumente pro und contra.

Frau Springer und ich – gestatten Sie mir das, Frau Springer –, Frau Springer und ich haben gemeinsam, dass wir passionierte Zeitungsleser sind, am liebsten in Papierform. Denn wie sagt Frau Springer so richtig: Es raschelt so schön.

Ich bin ziemlich gewiss, wenn ihr aus irgendeinem Springer-Blatt ein gleichförmiges Perrier-Wasser entgegenschwappte, dann würde sie die für solche Langeweile Verantwortlichen schnell darauf ansprechen. Ich bin auch kein Freund von medialem Einheitsbrei. Und darum bin ich froh, wie breit die Spanne der Meinungen bei Springer ist und wie pointiert man dort die Mächtigen aller Farben und Sorten kritisiert. Gelegentlich, das ist wahr, bin ich auch negativ beeindruckt. Da wird dem Leser zu wenig Differenzierungsvermögen zugetraut. Da wirkt auf mich nicht immer alles angemessen, selbst wenn es erlaubt ist. Nun, keine Rose ohne Dornen.

Insgesamt, meine Damen und Herren, können wir froh sein über die Qualität der Medien in Deutschland und über den Beitrag, den das Haus Springer dazu leistet. Und ich meine, dass sich auch in der Vielfalt des Hauses Springers eine Eigenschaft seiner Haupteigentümerin widerspiegelt. So klar Frau Springer in ihren Haltungen ist, so wenig lässt sie sich von einer bestimmten Seite vereinnahmen. Und so offen und neugierig bleibt ihr Blick, nach rechts und nach links. Friede Springer sind Scheuklappen fremd.

Ich erinnere mich an unser Zusammentreffen, Frau Springer, im Mai dieses Jahres bei einem Konzert anlässlich des russischen Nationalfeiertages. Eingeladen hatte der russische Botschafter Wladimir Grinin. Gemeinsam lauschten wir der tief in die Seele dringenden Musik von Tschai-kowski und Schostakowitsch, die vom Tschai-kowski Sinfonieorchester des Moskauer Rundfunks grandios vorgetragen wurde, und waren uns einig, dass wir einem Moment europäischer Hochkultur zugegen waren, der uns vor voreiligen Schlüssen über neue alte Gräben mahnen sollte.

Ich sehe was, was du nicht siehst: Das ruft der innovative Unternehmer seinem Konkurrenten zu. Der kreative, der unternehmerische Blick sieht und verwirklicht neue Produkte, oder er verbessert radikal, was an Produkten und Verfahren schon da ist. Der Unternehmer treibt dadurch die wirtschaftliche Entwicklung voran, er dient seinem Kunden, und er bringt Menschen in Arbeit. Aber er bewirkt auch, was Joseph Schumpeter, schöpferische Zerstörung nennt. Denn in einer freien Wirtschaftsordnung muss das Gute dem Besseren weichen. Der schöpferische Unternehmer ist eine, wenn nicht sogar die wichtigste Antriebskraft unserer Sozialen Marktwirtschaft. Und im Bereich der Medien sind wenige so geniale Blattmacher und Unternehmer gewesen wie Axel Springer. Nur: Die Konkurrenz schläft nicht, die technische Entwicklung steht nicht still, und die Kundenbedürfnisse wandeln sich. Darum ist es schon schwer genug, ein erfolgreiches Unternehmen aufzubauen. Aber noch schwerer ist es, ein Unternehmen auf der erreichten Höhe auch zu halten.

Axel Springer hat auch das gewusst und gelebt. Er hat Blätter verkauft, deren Stern am Sinken war, das sollte jetzt kein Wortspiel sein. Und er hat schon früh Fühler ausgestreckt nach neuen Geschäftsfeldern, wie nach den elektronischen und den neuen Medien. Er ging aber auch immer wieder mit bohrenden, ja quälenden Fragen um, in welchen Rechtsformen und mit welchen Bundesgenossen das am besten würde möglich sein. Viele dieser Fragen waren alles andere als gelöst, als er starb. Und darum stellte sich mit seinem Tod für das Unternehmen Springer auch massiv die Zukunftsfrage.

Daran erinnere ich, meine Damen und Herren. Weil erst vor diesem Hintergrund die jahrzehntelange unternehmerische Leistung von Frau Springer vollends zu ermessen ist. Sie hat das Erbe ihres Mannes erst zusammengehalten und dann Schritt für Schritt um Anteile vermehrt, die in dritte Hände gelangt waren. Und sie hat schließlich das Unternehmen



so entschlossen wie behutsam neu zugeschnitten und auf neue Märkte und auf das Zeitalter der Digitalisierung hin orientiert. Auch wenn sie dabei schweren Herzens Abschied nehmen musste von so klassischen Springer-Eigengewächsen wie dem Hamburger Abendblatt. Sie hat sich nicht gescheut, für ihre Entscheidungen persönlich zu haften und tief, tief ins finanzielle Risiko zu gehen – ganz wie es marktwirtschaftlichen Grundsätzen entspricht. Sie hat sich eingearbeitet in alle publizistischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und organisatorischen Fragen, die mit der Führung eines so riesigen Hauses wie Springer unweigerlich verbunden sind – noch dazu in einer Zeit des rapiden Umbruchs im Pressegeschäft weltweit.

Friede Springer hat sich dabei nie einfach auf den Rat von anderen verlassen, sondern stets ein eigenes, klares Urteil entwickelt, was zu tun ist, um den Verlag zu erhalten und weiterzuentwickeln. Sie hat ein fragiles Imperium übernommen, ihm strategische Standfestigkeit gegeben und es auf die Zukunft ausgerichtet. Sie hat dabei ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vorgelebt, was in den Grundsätzen des Unternehmens niedergelegt ist – ruhig und unprätentiös, beharrlich und ihrer guten Sache gewiss.

Niemand schafft das allein. Niemand schafft das von heute auf morgen. Aber ich sagte es ja schon: Friede Springer ist in eine gute Schule des Sehens gegangen, auch was den Blick für Menschen anbelangt. Sie hat sich ihr eigenes Bild gemacht von manchem, der im Hause Springer Verantwortung trug. Und sie ist als Erbin immer mehr in die Verantwortung und in die unternehmerische Freiheit hineingerückt, selbst die Menschen zu finden und zu fördern, denen sie vertrauen und auf deren Fähigkeiten sie bauen konnte. Ihr suchender Blick hat sie nicht betrogen. Ausgerechnet ein studierter Musik- und Theaterwissenschaftler als Vorstandsvorsitzender eines Zeitungsverbundes in schwieriger Zeit und als Architekt, von dessen Umbau zum führenden digitalen Medienunternehmen mit internationaler Basis und Reichweite. Ja entschied Friede Springer: Ich sehe da etwas in Herrn Dr. Döpfner, was ihr nicht seht, noch nicht.

Heute ist klar, dass sich die Weitsicht, der Mut und die Risikobereitschaft von Friede Springer ausgezahlt haben. Dieser Ausgang war nicht immer in den letzten 30 Jahren so klar, und es war mit Sicherheit kein einfacher Weg. Und so bewundere ich Friede Springer vor allem für drei Leistun-

gen: Dass sie erstens durch alle Kämpfe hindurch nie verbittert, nie verhärtet ist, sondern sich stets einen Blick auf die Welt bewahrt hat, der von Neugier und Zuversicht und ja, Wärme geprägt ist. Dass sie zweitens all die Kraft und die Härte und die Kraft zur Härte aufbrachte, die für ihre Arbeit nötig waren, ohne sich dabei selbst als Person in den Mittelpunkt zu stellen. Es ging Friede Springer nie um sich selbst, schon gar nicht um das Geld, sondern immer nur darum, wie sie das, was ihr Mann aufgebaut hatte, im Wandel bewahren konnte. Wie sie diesen großen Spagat zwischen Selbstbehauptung und Selbstaufgabe geschafft hat, das bewundere ich sehr. Und drittens bewundere ich, dass sie all dies als Frau geschafft hat – zu einer Zeit und in einer Branche, in der die Männer glaubten, sie allein hätte die Weisheit und die Macht mit Löffeln gefressen. Und sie ist Frau geblieben. Ich habe mir überlegt, ob ich es sage, aber ich sage es: Wenn ich nach Vorbildern für meine Enkelinnen schaue, dann denke ich bestimmt auch an Friede Springer.

Meine Damen und Herren, wir Menschen lieben Geschichten, von denen wir wissen, dass sie gut ausgehen. Wir versammeln uns gern am Abendbrottisch oder so wie heute in der Frankfurter Paulskirche, um uns eine solche Geschichte wieder einmal anzuhören und uns gemeinsam an ihr zu freuen. Und sie vielleicht noch ein wenig auszus schmücken.

Hier und heute gibt es zwei wichtige Unterschiede: Erstens, die Geschichte, die uns zusammengeführt hat, ist nicht zu Ende. Das Unternehmen Axel Springer SE zieht weiter seine Bahn im Sturm des Wettbewerbs. Die Unternehmerin Friede Springer ist weiter Tag für Tag gefordert, Kurs zu halten, nach neuen Ufern zu navigieren und die Mannschaft motiviert zu halten. Dafür wünschen wir ihr auch weiterhin viel, viel Glück und Erfolg.

Zweitens: Eines der schönsten Kapitel der Geschichte habe ich noch gar nicht erzählt. Kinder spielen manchmal die Frage durch, was würdest du machen, wenn du Millionär wärst? Eine Weltreise, einen Spielzeugladen eröffnen, einen rosafarbenen Hubschrauber kaufen. Manche Erwachsene werden wirklich Millionär und kaufen sich einen rosafarbenen Hubschrauber. Friede Springer nicht. Als sie als Unternehmerin endlich schuldenfrei war und wieder Geld auf ihr eigenes Konto kam, da hat sie die heutige Friede-Springer-Herz-Stiftung gegründet, dann die Friede Springer Stiftung. Und die Dritte im Bunde der Springer-Stiftungen ist die seit Jahrzehnten bestehende Axel Springer Stiftung – auch sie mittlerweile unter der Ägide von Friede Springer. Alle drei Stiftungen

sind alles andere als nettes „Window-Dressing“ für das Haus Springer oder gar Effekthascherei.

Sie leisten einen großen gemeinnützigen Beitrag zur Förderung der Wissenschaften, der Bildung und der Künste. Sie verwirklichen kulturelle Projekte, kümmern sich um journalistischen Nachwuchs, helfen in Not geratenen Schauspielern und Journalisten, und sie tun Gutes in Israel. Sehr beeindruckt hat mich auch das Engagement von Friede Springer, der Idee des ehrbaren Kaufmanns neue Aufmerksamkeit zu geben – etwa durch die Förderung von Forschung und Lehre im Bereich des ethischen Unternehmertums. Die Friede Springer Stiftung bekennt sich übrigens zu denselben Grundsätzen wie das gesamte Haus Springer. Auch das zeugt von der Haltung ihrer Namensgeberin, ein freiheitliches Weltbild und die Werte unserer Verfassung nicht bloß zu bejahen, sondern hochzuhalten, stark zu machen, weiter zu geben und zum Leuchten zu bringen.

Friede Springer, wie ich sie im Kuratorium der Friede Springer Stiftung kennengelernt habe, als dessen Vorsitzende: Sie leitet unsere Sitzung kraftvoll und ist dabei nie zu einer routinierten Karitativ-Bürokratin geworden. Sie hat sich stets ihre Neugier auf die verschiedenen Menschen und ihre konkreten Projekte bewahrt. Mit dieser Neugier und mit dieser Offenheit schafft sie es, auch selbst mit kleinen Projekten große Wirkungen zu erreichen.

Liebe Frau Springer, ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich am Ende meiner Laudatio noch eine ganz persönliche Anmerkung mache: Ich habe unsere Begegnung seit jeher geschätzt. Vielleicht weil ich zwischen uns beiden durchaus eine Geschwisterlichkeit im Geiste spüre. Wir wurden beide nicht mit einem goldenen Löffel im Mund geboren. Wir hatten Eltern, die uns kein Übermaß an Wohlstand bieten konnten, wohl aber ein Bewusstsein von Erdung und Gottvertrauen. Auch unsere Herkunft hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Und so teilen wir eine gewisse Starrköpfigkeit, die jenen zu eigen ist, die von Anfang an wissen, dass sie die Welt erst erobern müssen. Und ich glaube, so haben wir auch die Abneigung gegen das Gekünstelte gemeinsam, gegen jegliche Form von Standesdünkel, gegen Anspruchsdenken. Sie, liebe Frau Springer, wissen besser als viele andere, dass der Wert eines Menschen nichts mit dem Wert seines Bankkontos zu tun hat. Friede Springer lebt diesen Grundwert unserer Sozialen Marktwirtschaft.

Meine Damen und Herren, dass wir in einer Gesellschaft leben dürfen, in der jeder Mensch seine Würde in Freiheit entfalten kann, dafür steht Friede Springer, als Unternehmerin, als Philanthropin, als Mensch. Das macht uns alle reicher. Friede Springer sieht auch mit dem Herzen gut. Wir sagen danke.

Liebe Frau Springer, herzlichen Glückwunsch zum Preis „Soziale Marktwirtschaft“ der Konrad-Adenauer-Stiftung.

## Wort der Preisträgerin

*Friede Springer*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, zuallererst möchte ich danke sagen, Ihnen, lieber Herr Dr. Pöttering, der Konrad-Adenauer-Stiftung sowie der Jury für diese Auszeichnung. Ich danke Ihnen, verehrter Bundespräsident, lieber Horst Köhler, für die ehrenden Worte, danke.

Sie wissen vielleicht, dass wir unserem Verlagshaus Richtlinien, Grundsätze gegeben haben. Alle haben mehr oder weniger mit Freiheit zu tun. Einer dieser fünf Grundsätze verpflichtet unsere Blätter und alle unsere Mitarbeiter zur Verteidigung des Systems der freien Marktwirtschaft. Es genügt nicht, für Freiheit bei Gelegenheit mit Worten einzutreten. Jeder ist verpflichtet, die Freiheit der Gesellschaft immer dort zu verteidigen, wo ihre Grundlagen bedroht werden. Den Leitsatz von Axel Springer, „Die Freiheit ist unteilbar“, unterschreibe ich mit ganzem Herzen.

Die Erhaltung der Sozialen Marktwirtschaft bedeutet nicht nur Erfolg, sondern sie ist die fairste Ordnung und bietet maximale Chancen. Den Idealstaat gibt es nicht. Es gibt auch nicht die ideale Wirtschaftsordnung, aber dass die freie Soziale Marktwirtschaft optimal ist, davon bin ich tief überzeugt.

## DIE AUTOREN

### **Peter Feldmann**

*Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main*

### **Professor Dr. Horst Köhler**

*Bundespräsident a.D.*

### **Julia Klöckner MdL**

*Vorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz*

### **Dr. Hans-Gert Pöttering**

*Präsident des Europäischen Parlaments a.D.,*

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung*

### **Dr. Friede Springer**

*Stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrats der Axel Springer AG*